

Maria – Stein des Anstoßes oder Chance für die Ökumene?

In den letzten dreißig Jahren ist im Bereich der Ökumene, das heißt im Feld der Betroffenheit über das Ärgernis einer gespaltenen Christenheit und als Bemühung, durch Einigung der Kirchen zu ihrer Einheit zu gelangen, mehr geschehen als zuvor in Jahrhunderten. Das gibt Anlaß zur Freude und zum Dank sowie Grund zur Hoffnung, daß Ökumene nicht stillsteht oder gar am Ende ist, wie heute manche Stimmen der Resignation oder der Enttäuschung, aber auch der Restauration, der Rückkehr in die sogenannte gute alte Zeit vermuten lassen. Ökumene bleibt auf dem Weg, auch wenn ihr Ziel noch nicht ganz erreicht ist. Aber auch bei diesem Weg zeigt sich, daß die letzte Wegstrecke vor dem Ziel oft noch schwieriger ist als der beschwingte Anfang, etwa unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil.

Welche Fortschritte auf dem Weg zum Ziel schon gemacht worden sind, zeigt die neue offizielle Dokumentation einer ökumenischen Kommission, die feststellt, daß die im 16. Jahrhundert ausgesprochenen gegenseitigen Lehrverurteilungen, in denen die Trennung der Kirchen für alle Zeit festgeschrieben schien, den Partner von heute nicht mehr treffen, und dies gerade in den Inhalten, die damals äußerst kontrovers waren, wie die Frage der Rechtfertigung, der Sakramente und des Amts. Mit dieser Feststellung werden viele Barrieren und Hindernisse abgebaut und neue Möglichkeiten einer Begegnung der noch getrennten Kirchen eröffnet¹. Dieses Dokument ist inzwischen allen Kirchen zugeleitet und zur Entscheidung vorgelegt worden. Hoffen wir, daß es eine gute und positive Aufnahme findet und daß daraus die Konsequenzen gezogen werden.

Man sollte meinen, daß, wenn in den wichtigsten Inhalten eine Verständigung und Versöhnung möglich geworden ist, dies nicht ohne Auswirkung auf die noch bestehenden Unterschiede und Gegensätze bleiben kann. Dazu gehören die Frage des Papstes und des Papsttums sowie die Frage um Maria. Es zeigt sich in unserer unmittelbaren Gegenwart, daß diese Fragen in allen Kirchen mit besonderer Akzentuierung hervorgehoben werden, manchmal mit der Absicht, dem Optimismus der ökumenisch Unentwegten entgegenzutreten und zu betonen: Wir sind noch nicht soweit. Vor einer möglichen Einigung müßten, so sagen Vertreter auf beiden Seiten, die Fragen Papsttum und Maria bereinigt werden, sonst seien weitere Schritte nicht möglich. Und da dies offensichtlich nicht der Fall ist, muß das Ziel der Einigung noch auf längere Zeit vertagt werden, womöglich bis zum Jüng-

sten Tag. Dabei bleibt die Frage: Was heißt „Bereinigung“? Manchmal hat man auch den Eindruck, daß es Bewegungen in allen Kirchen gibt, die diesen Zustand begrüßen. Sie sehen in der Ökumene keinen Gewinn, sondern eine Gefahr für die eigene Kirche als Konfession. Sie suchen verstärkt ihr eigenes Profil und sind nur darum besorgt.

Von dieser Situation her versteht man die Formulierung des Themas: Maria – Stein des Anstoßes oder Chance für die Ökumene? Von vornherein sind wir geneigt, blickt man auf die gegenwärtige Lage, in Maria einen Stein des Anstoßes für die Ökumene zu sehen; das Wort von der Chance wird fast nur schüchtern oder leise ausgesprochen.

Chance für die Ökumene

Wir versuchen im folgenden, uns zur Doppelgestalt unseres Themas einen Zugang zu verschaffen. Wir behandeln zuerst die Frage, inwiefern Maria eine Chance für die Ökumene sein könnte. Diese Chance besteht in einer gemeinsamen Grundlage, die die Kirchen im Blick auf Maria bestimmen kann. Diese Grundlagen bestehen in der Herkunft, die bis heute in allen christlichen Kirchen gilt. Davon ist zu sagen: Es gibt ein Zeugnis der Heiligen Schrift über Maria. Dieses Zeugnis enthält folgende Inhalte:

Maria ist die Mutter Jesu – insofern hat sie eine besondere Bedeutung in der Geschichte Gottes mit den Menschen. Gewiß ist ihre Bestimmung zu dieser Würde ausschließlich das Werk der Gnade Gottes – insofern ist Maria die leibhaftige Illustration des den evangelischen Christen teuren Satzes: Alles ist Gnade, sola gratia; Gott ist der, der alles wirkt. Dieser Ruf Gottes ist von Maria nicht nur passiv oder stumm gehört, sondern positiv und in Freiheit beantwortet worden: „Ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1,37). Das Wort Gottes hat im Glauben Mariens eine Antwort gefunden, so sehr auch diese noch ein Werk der Gnade war. Maria hat sich dem Wort Gottes geöffnet und sich ihm völlig anheimgegeben; nur so konnte es wirksam werden. Sie hat illustriert, was Glaube heißt im Sinn der schönen Bestimmung des Zweiten Vatikanums: Glaube ist die Überantwortung des ganzen Menschen an Gott in Freiheit. Diesem Glauben gilt der Lobpreis der Elisabeth an Maria: „Selig bist du, weil du geglaubt hast“ (Lk 1,45). Dieses gläubige Ja Mariens gehört nicht nur in ihre private Biographie, sondern in die öffentliche Heilsgeschichte.

Wenn wir dies bedenken, stellt Maria eine Chance für die Ökumene dar. Sie ist eine herausragende Gestalt und insofern ein Vorbild des Glaubens für alle Christen. Man kann ihren Glauben ohne Übertreibung an die Seite des Glaubens Abrahams stellen, von dem gesagt wird, er sei unser aller Vater im Glauben (Röm 4, 11). Von Maria als Mutter des Glaubens und der Glaubenden zu sprechen, wie

es Katholiken gerne tun, ist kein Hindernis, sondern eine Möglichkeit und Chance der Ökumene, sie trägt dem Neuen Testament Rechnung.

Gewiß gibt es im Neuen Testament Hinweise auf eine gewisse Distanz Jesu zu seiner Mutter. Aber diese zunächst befremdende Distanz wird von einer großen Gemeinsamkeit getragen. Unwillkürlich fällt uns dabei die Szene ein, wo Jesus auf den Hinweis: „Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir sprechen“ mit dem Blick auf seine Jünger antwortet: „Wer den Willen meines himmlischen Vaters erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter“ (Mk 3, 32–35).

Damit ist die Mutter Jesu aber nicht brüskiert oder desavouiert. Denn in der von Jesus angesprochenen Jüngerschaft nimmt Maria durch ihren Glauben einen hervorragenden Platz ein: Sie ist als Mutter Jesu auch dessen Jüngerin. Sie hat es gezeigt, als sie unter dem Kreuz stand. Und auf die wiederum hart klingende Frage: „Frau, was willst du von mir, meine Stunde ist noch nicht gekommen“ antwortet Maria den sie umgebenden Menschen: „Was er euch sagt, das tut“ (Joh 2, 4f.). Sie weist von sich weg auf Jesus.

Wenn nach dem Zeugnis des Johannesevangeliums der sterbende Jesus seine Mutter dem Lieblingsjünger Johannes anvertraut und ihm sagt: „Sieh da, deine Mutter“ (Joh 19, 25), dann ist das ein Zeichen einer ungewöhnlichen Wertschätzung, die nicht nur individuelle Bedeutung hat, wenn man hinzufügen darf, daß Johannes eine Art Repräsentant der Jünger Jesu war und ist. Diese Zuordnung Mariens zur Jüngerschaft Jesu wird auch hervorgehoben durch die Schilderung der Szene, da sich die Apostel im Gebet auf das Kommen des verheißenen Geistes vorbereiten. Sie taten es, so sagt die Apostelgeschichte, zusammen mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu, und mit seinen Brüdern (Apg 1, 14). So gehört sie zur ersten Gemeinde Jesu und damit zur Kirche als der Gemeinschaft der Gläubenden.

Wenn man zu alledem noch das Magnificat im Mund Mariens hinzufügt: „Meine Seele preist voll Freude den Herrn, mein Geist ist voll Jubel über Gott meinen Retter. Denn er hat gnädig auf seine arme Magd geschaut. Von nun an preisen mich selig alle Geschlechter. Denn der Mächtige hat Großes an mir getan und sein Name ist heilig“ (Lk 1, 46–49), dann kommt darin zum Ausdruck, daß das Leben Mariens und ihre Berufung zur Mutter Jesu einzig Gott verdankt ist. Und der Dank an Gott kann dadurch zum Ausdruck kommen, daß jene selig gepriesen wird, an der Gott so Großes gewirkt hat. Maria ist die Verkörperung der Gnade Gottes.

Das ist in aller Kürze das Zeugnis der Heiligen Schrift über Maria. Wer immer die Schrift als normierende Norm alles Künftigen ansieht – und das tun alle Kirchen –, kann in den ausgesagten Worten über Maria keinen Anstoß, sondern eine Chance für die Ökumene sehen. Es bleibt dabei die Frage, ob und wie dieses Ursprungszeugnis in den Kirchen bewahrt wurde und lebendig geblieben ist.

Die weitere Geschichte des Glaubens und der Kirche ist dadurch bestimmt, daß sie dem in der Heiligen Schrift bezeugten Ursprung treu bleibt und ihn zugleich in der jeweiligen geschichtlichen Stunde zu vermitteln sucht.

Ein Zeichen dieser Art sind die Glaubensbekenntnisse der frühen Kirche, vor allem das Apostolische Glaubensbekenntnis und das der Konzilien von Nicäa und Konstantinopel als Konzilien der noch ungeteilten Kirche. In all diesen Glaubensbekenntnissen findet sich beim Bekenntnis zu Jesus, Gottes eingeborenem Sohn, der Satz: „Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau, natus ex Maria Virgine“. Das sollte ein unwiderleglicher Hinweis sein, daß die Mutterschaft Jesu durch den Heiligen Geist bewirkt wurde, aber daß die Geburt aus Maria der Jungfrau das Zeichen dafür ist, daß Jesus ein wirklicher geschichtlicher Mensch ist, wie jeder, der von einer Mutter geboren wurde, im Unterschied zu den Himmelssöhnen in der damaligen religiösen Umwelt.

Wenn man sagt, das „Geboren aus Maria der Jungfrau“ widerspreche aller natürlichen Erfahrung, dann ist das, recht besehen, keine Widerlegung dieses Bekenntnisses, sondern die Bezeugung, daß es sich bei der Geburt Jesu um ein einzigartiges Ereignis handelt, genau wie bei der Auferweckung Jesu von den Toten. Es geht dabei um die unableitbare Einzigartigkeit der Person und der Sendung Jesu Christi. In ihm sind göttliche und menschliche Natur auf sonst noch nie dagewesene Weise verbunden. Sie hat keine innergeschichtliche Parallele. Deshalb kann die aus der Geschichte abgeleitete und zur Norm erhobene Erfahrung kein Gegenargument sein. Das gilt trotz unserer heutigen Kenntnis der Religionen und der Religionsgeschichte.

Das Konzil von Ephesus (431) sprach von Maria als Mutter des Sohnes Gottes, ja als Mutter Gottes, da in Jesus die Fülle der Gottheit wohnt. Das Konzil von Chalkedon prägte die bis heute in allen Kirchen gültige Formel von Jesus Christus als wahren Gott und wahren Menschen, ungetrennt und unvermischt.

Diese Zeugnisse der alten Kirche sind deshalb ökumenisch wichtig, weil sie zu den Grundlagen des Glaubens auch der evangelischen Kirche gehören, in die reformatorischen Bekenntnisschriften aufgenommen sind und deshalb ökumenisch wirksam werden können und sollen.

Das „natus ex Maria Virgine“, geboren aus Maria der Jungfrau, steht ausdrücklich in der Confessio Augustana, Artikel 3, sowie in den Schmalkaldischen Artikeln, die von Luther verfaßt sind. Die Konkordienformel sagt: „Daher glauben, lehren und bekennen wir, daß Maria nicht einen bloßen, puren lauten Menschen, sondern den wahrhaftigen Sohn Gottes empfangen und geboren habe, darum sie auch mit Recht Mutter Gottes genannt wird und auch wahrhaftig ist“ (Artikel 8). Die Apologie der Augsburger Konfession erklärt: „Obwohl Maria des Höchsten Lobes wert ist, so will sie doch nicht Christo gleichgehalten sein, sondern will vielmehr, daß wir die Exempel ihres Glaubens und ihrer Demut folgen sollen“ (Artikel 21).

Von Luther selbst ist zu sagen, daß er zeit seines Lebens ein großer Marienverehrer war, daß er die zahlreichen Marienfeste feierte, daß er den Glauben an die Jungfrauschaft Mariens bekannt hat und in seinem Kommentar zum Magnificat in die Verheißung Mariens einstimmte: „Selig preisen mich alle Geschlechter, denn er hat Großes an uns getan.“ Luther achtet Maria als des höchsten Lobes würdig. Auf weitere Zeugnisse können wir hier nicht eingehen.

Wir machen einen großen zeitlichen Sprung bis in die unmittelbare Gegenwart. Im evangelischen Erwachsenenkatechismus vom Jahr 1975 ist unter der Überschrift: „Maria gehört in das Evangelium“ zu lesen: „Maria ist nicht nur katholisch, sie ist auch evangelisch. Protestanten vergessen das leicht. Aber Maria ist ja die Mutter Jesu, ihm näher als seine nächsten Jünger. Mit welcher Menschlichkeit zeichnet das Neue Testament diese Nähe, ohne Marias Abstand von Jesus zu verschweigen. Sie wird als beispielhafte Hörerin des Wortes Gottes gezeichnet, als die Magd des Herrn, die ja zu Gottes Willen sagt, als die Begnadete, die aus sich nichts, durch Gottes Gnade aber alles ist. So ist Maria das Urbild der Menschen, die sich von Gott öffnen und beschenken lassen, der Gemeinschaft der Glaubenden, der Kirche“ (392f.). An anderer Stelle: „Als Urbild der Kirche gilt häufig Maria. Wie sie der Welt den Retter schenkte, so bringt ihn die Kirche durch das Evangelium zu den Menschen. Wie Maria versteht sich die Kirche als die niedrige Magd des Herrn, an der der Herr Großes getan hat.“

Edmund Schlink schreibt in seiner Ökumenischen Dogmatik: „Auf jeden Fall gilt, daß Maria, die Mutter Jesu, unablösbar zur Botschaft vom Kommen des Sohnes Gottes in der Welt gehört. Zu keiner Zeit kann die Kirche die irdische Mutter des Herrn verschweigen oder gar vergessen. Sie würde sonst die Wirklichkeit der Menschwerdung doketisch auflösen. Mit Recht hat die Kirche den Namen Marias ins Credo aufgenommen und gedenkt ihrer zu allen Zeiten als der von Gott Erwählten und in einzigartiger Weise in Dienst Genommenen“ (287).

Überblickt man diese Zeugnisse, dann ist zu sagen: Im Blick auf Maria stellen sie ein einhelliges Bekenntnis dar, ein Bekenntnis des Glaubens, in dem die getrennten Kirchen eine große Gemeinsamkeit aufweisen. Man sieht nicht, daß hier Maria ein Anstoß und ein Hindernis für die Ökumene sein sollte. Sie sollte und könnte – auf diesem Fundament – eine Hilfe sein. Die Basis der Übereinstimmung wird noch umfassender, wenn man bedenkt, daß und wie in den Ostkirchen Maria in Glaube, Liturgie und Frömmigkeit lebendig ist.

Hindernis der Ökumene

Unwillkürlich stellt sich nun die Frage: Wie konnte aus dem Thema Maria, bei dem wir soviel Gemeinsames im Glauben feststellen und damit eine Hilfe für die Ökumene erkennen konnten, ein Hindernis für die Ökumene werden?

Die Ansätze finden sich schon in den Anfängen der Reformation. Zunächst allgemein bei der Frage der Heiligenverehrung. Dazu sagt die Confessio Augustana (Art. 21): „Vom Heiligendienst sagen wir, daß man der Heiligen gedenken soll, auf daß wir unsern Glauben stärken, so wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist, dazu daß man Exempel nehme von ihren guten Werken. Ein jeder nach seinem Beruf. Durch Schrift aber mag man nicht beweisen, daß man die Heiligen anrufen oder Hilfe bei ihnen suchen soll.“ Das ist besonders im Blick auf Maria gesagt, die schon in Gebeten der alten Kirche als Fürbitterin angesprochen wurde, so in dem um das Jahr 300 entstandenen Gebet: „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesmutter. Verschmähe nicht unser Gebet in unseren Nöten, sondern errette uns aus allen Gefahren, du lobwürdige und gebenedeite Jungfrau, unsere Frau, unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin.“

Die Reformatoren weisen darauf hin, daß es nur *einen* Mittler und Fürsprecher beim Vater gebe, nämlich Jesus Christus. Alles Zusätzliche, wie eine Fürbitte Mariens für uns, sei zuviel; es verstelle und gefährde diese Wahrheit und verstoße gegen das Wort Jesu: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.“ Wie sehr dies bis heute nachklingt, ist schlaglichtartig offenkundig geworden, als im Herbst 1988 ein evangelischer Kirchenrat ein Konzert in einer evangelischen Kirche verboten hat, weil auf dem Programm das Ave Maria von Bruckner stand, in dem die Worte an Maria vorkommen: *ora pro nobis*, bitte für uns.

Einen konkreten Niederschlag dieser Haltung sehen die Reformatoren darin, daß durch eine solche Lehre von Maria der Eindruck entsteht, daß Maria an Christi Statt gekommen sei, daß sie alles wirke und bewirke und Gott gleichsam überflüssig mache, so daß sie zur Abgöttin gemacht werde. Maria wird vor allem in der Volksfrömmigkeit angerufen, damit sie bei Jesus Versöhnung erwirke, als sei er nicht ein Versöhner, sondern ein schrecklicher, rachgieriger Richter. Eben dies zeigt zum Beispiel Michelangelo in seinem berühmten Jüngsten Gericht: Maria fällt dem richtenden und rächenden Weltenrichter Jesus Christus in den Arm, will ihn zurückhalten und bittet um Gnade und Erbarmen. Damit werden nicht nur die wahren Proportionen verschoben, damit wird das Bild Jesu Christi als des Erlösers, des Retters, des Mittlers, des Heilands verzerrt und verstellt. Demgegenüber stellt das Konzil von Trient fest, daß zwischen der Verehrung Mariens und der Anbetung Gottes ein radikaler Unterschied besteht. Aber kein Katholik wird zu einer bestimmten Form der Marienverehrung, etwa dem Rosenkranz, verpflichtet. Es wird lediglich gesagt, die Verehrung Marias, die Bitte um ihre Fürsprache eingeschlossen, sei gut und nutzbringend (DS 1821) und dürfe nicht verworfen werden.

Die weitere Entwicklung ist dahin zu bestimmen, daß die Befürchtungen Luthers und der Reformatoren, Maria verdränge die Person, das Wort und das Werk des einzigen Mittlers Jesus Christus, sich verstärkt haben, daß das Thema Maria

in Glauben und Frömmigkeit der evangelischen Christenheit mehr und mehr in den Hintergrund trat, manchmal bis zur Vergessenheit. Auf der anderen – katholischen – Seite wurde in der Zeit der Gegenreformation die Verehrung und Anrufung Mariens immer mehr intensiviert und ausgebaut. Man sah darin eine der wichtigsten und auffälligsten Unterscheidungen, ja Entgegensetzungen zum Protestantismus und einen Grund, in getrennten Kirchen zu leben.

In der Zeit des Barock hat die Marienverehrung in der katholischen Kirche einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Zeichen dafür sind die marianischen Vereinigungen, der Bau vieler und reich ausgestatteter Marienkirchen, Ordensgründungen mit marianischen Zielsetzungen, Ausbreitung des Rosenkranzgebets und der Marienandachten, Weihen an Maria, Wallfahrten zu Marienkirchen, wo auf ungezählten Votivtafeln steht: Maria hat geholfen. Dazu kommen die sogenannten Marienerscheinungen in Lourdes und Fatima, die, durch neue Erscheinungen angereichert, bis zur Stunde Ziel vieler Pilger sind.

Diese marianische Welle hat sich im 19. und 20. Jahrhundert verstärkt. Der Gegensatz zum Protestantismus wurde verschärft durch die beiden Mariendogmen von der Unbefleckten Empfängnis Mariens (1854) – eine Formulierung, die bis heute auch unter Katholiken oft unverständlich ist und nichts anderes meint als die durch Christi Erlösungstat bewirkte Befreiung Mariens von der Erbsünde, ihre Erwählung, wie das Fest heute heißt. Dazu kommt das 1950 formulierte Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in die himmlische Herrlichkeit.

Beide Dogmen werden von der evangelischen Kirche und Theologie entschieden abgelehnt, weil es dafür kein biblisches Zeugnis gibt, sondern nur eine verhältnismäßig späte Tradition und weil die neuen Dogmen die Frucht von theologischen Spekulationen und Ableitungen sind oder die Konsequenzen aus einer bestimmten marianischen Frömmigkeit.

Diese Dogmen sind zwar nicht als Dogmen, aber als Inhalt des Glaubens und der Frömmigkeit in den Ostkirchen anerkannt. Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis will die umfassende Frucht der durch Jesus bewirkten Erlösung darstellen. Das Dogma von der leiblichen Aufnahme zu Gott nimmt vorweg, was wir alle erwarten: Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben, und ist verankert in der Auferstehung Jesu Christi.

Wenn man diese christologischen und heilsgeschichtlichen Zusammenhänge bedenkt und die Besonderheit und die Auszeichnungen Marias, wie sie die katholische Kirche lehrt, darin einordnet, dann kann man, wenn man auch die katholische Aussage über die Unbefleckte Empfängnis Marias und ihre Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit nicht selbst übernehmen will und kann, nicht sagen, daß diese Aussagen der Grundbotschaft des Neuen Testaments widersprechen oder gegen den Kern der christlichen Botschaft verstoßen oder gar Jesus Christus verdrängen und einen Grund abgeben, in getrennten Kirchen zu leben. Sie können und wollen vielmehr dokumentieren, wie reich die Frucht der Gnade ist.

Daß der gegenwärtige Papst Johannes Paul II. nicht nur ein glühender Marienverehrer ist, sondern das Marianische als unverzichtbares Element im Leben und Glauben der Kirche sieht, ist bekannt. Ungezählte Ansprachen, viele Enzykliken, zuletzt noch „Redemptoris mater“, bezeugen dies, ebenso die Proklamation des Marianischen Jahrs. Das hängt zum großen Teil mit der Herkunft dieses Papstes aus Polen zusammen, wo Maria fast das Symbol der Identität des polnischen Volkes in dem bewegten Auf und Ab der Geschichte ist. Aber Polen und seine Marienfrömmigkeit ist nicht die Welt, und das Modell der polnischen, marianisch geprägten Kirche kann nicht einfach zum Modell der Weltkirche werden.

Eine gewisse Tendenz dazu ist heute um so bemerkenswerter, als wir in der katholischen Kirche der Gegenwart eine Tendenz zum Zentralismus und Dirigismus vorfinden, der alles von Rom aus bestimmen will, der das Modell der Kirche von Rom zum Weltkirchenmodell erhebt und Einheit der Kirche als in sich geschlossene Einheitlichkeit versteht und den Kirchen am Ort zu wenig Selbständigkeit und Freiheit zugesteht.

Wir leben in einer Zeit, wo in der katholischen Kirche das Wort des Bernhard von Clairvaux eingelöst wird: *De Maria numquam satis* – über Maria kann man nie genug sagen, zu ihrer Ehre kann man nie genug tun. Wenn man diese Situation ins Auge faßt, dann muß man wohl sagen, daß Maria keine Hilfe, sondern ein Anstoß und ein Hindernis für die Ökumene ist. Das liegt nicht an ihrer Person, sondern an der Verschiedenheit, wie Christen und Kirchen damit umgehen.

Wege der Vermittlung

Nun ist es Zeit, zu versuchen, zwischen diesen Positionen eine Brücke der Vermittlung und der Versöhnung zu bauen. Ein erster Hinweis ist die Unterscheidung zwischen marianischer Frömmigkeit und marianischer Lehre, dann der Unterschied zwischen der Volksfrömmigkeit und der liturgischen Frömmigkeit.

Die Frömmigkeit hat sich am Glauben zu orientieren. Denn das Gesetz des Glaubens ist das Gesetz des Betens. Das Gebet ist der höchste Vollzug des Glaubens. Daneben gibt es auch die Relation vom Beten zum Glauben. Das Beten macht den Glauben und seinen Inhalt lebendig und existentiell, es legt den Glauben aus. Die Frömmigkeit kann aus sich selbst keinen neuen Glauben und keinen neuen Glaubensinhalt erzeugen, aber sie hat einen größeren Spielraum in den vielfältigen Stimmen und Weisen, in denen sie sich ausspricht. Denn die Frömmigkeit ist nicht nur Sache des gläubigen Verstehens und Erfassens, sondern darüber hinaus Angelegenheit der Liebe und des Herzens. Die Frömmigkeit sieht Maria in tausend Bildern ausgedrückt (Novalis), und es wäre kleinlich, jedes Wort eines überschwenglichen und liebenden Herzens auf die dogmatische Präzisionswaage zu legen. Daneben gibt es gerade in der Frömmigkeit den Reichtum

der Individualitäten und Temperamente in Nord und Süd, in Ost und West. Es wäre einseitig und lieblos, das Recht dieser Vielfältigkeiten zu bestreiten, solange sich nicht eine von ihnen absolut setzt und als intolerant erweist.

Trotz allem kann man nicht bestreiten, daß es in der marianischen Frömmigkeit, vor allem in der Volksfrömmigkeit in romanischen Ländern, heute Ausprägungen und Gestalten gibt, die das rechte Maß und die notwendige Proportion und Diskretion vermissen lassen. Die biblische Wendung: „Das Kind und seine Mutter“ verwandelt sich oft zum beliebten, sehr „natürlichen“, aber theologisch bedenklichen Bild „Die Mutter und das Kind“, in dem das Kind auf die Mutter, nicht jedoch diese auf das Kind bezogen ist. Redeweisen wie „Maria mit dem Kinde lieb uns allen deinen Segen gib“ oder die Vorstellung, daß Maria in ihrer „Güte und Mütterlichkeit“ uns näher stehe und vertrauter sei als Christus, unser Herr und Bruder, Anrufungen Mariens, um Jesus Christus milde und gnädig zu stimmen, vielleicht sogar mit dem Hinweis: „Ich will es Deiner Mutter sagen“, sind ausgesprochene Verirrungen. Ebenso bedenklich ist die oft mit viel Affekt versehene Schwerpunktverlagerung in der praktischen Frömmigkeit, für die eine Maiandacht wichtiger erscheint als die Feier der Eucharistie, eine Marienerscheinung wichtiger als das Evangelium und das Kreuz des Herrn, angebliche Visionen wichtiger als der Glaube, der doch selig gepriesen wird, „wenn er nicht sieht“.

Diese Gefahren und Verirrungen werden auch in der katholischen Kirche selbst gesehen und als solche offen ausgesprochen. Das Gespräch mit den evangelischen Christen kann dazu in entscheidender Weise helfen. Es öffnet die Augen, es zeigt die Tatbestände und die davon ausgehenden Wirkungen. Gewiß, die innerkatholische Kritik könnte und sollte noch offener, mutiger und konkreter sein. Sie sollte sich vor allem von dem gern geäußerten Vorwurf nicht beeindrucken lassen, die Kritik an falscher Marienfrömmigkeit sei gleichbedeutend mit der Verwerfung der Marienverehrung und mit einem marianischen Mindestglauben. Das Gegenteil ist der Fall. Die rechte Kritik, das unterscheidende Urteil will die rechte Gestalt der Marienverehrung erkennen lassen und ihr eine umfassende Lehre von Maria als Führung und Geleit geben.

Ein zweiter Weg zur Versöhnung und Vermittlung liegt darin, daß man auf katholischer Seite die Lehre von Maria nicht isoliert, gleichsam auf sich selbst stellt und Maria mit immer neuen Titeln, Privilegien und Prädikaten versieht. Die Bedeutung und die Stellung Mariens für Glaube und Frömmigkeit kann nur beschrieben werden, wenn man sie im Zusammenhang sieht, im Zusammenhang mit Gottes Heilsgeschichte, die in der Menschwerdung des Sohnes Gottes kulminiert. In diesem Zusammenhang hat Maria eine einzigartige Stellung. Sie ist Mutter Jesu Christi, sie ist es durch Gottes Gnade, Liebe und Berufung – allein aus Gnade, sola gratia. Sie ist es dadurch, daß sie sich dem Wort Gottes nicht verweigerte, sondern öffnete und es bejahend aufnahm, daß sie glaubte – sola fide. Deshalb hat sie einen besonderen Ort in der Heilsgeschichte.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat dieser Tatsache Rechnung getragen, indem es die von vielen Bischöfen verlangte Vorlage eines eigenen, selbständigen Mariendekrets zurückwies und die Mariologie in die Konstitution über die Kirche einordnete. Dort gehört sie hin. Dort ist in der Tat ihr Ort als Mutter des Glaubens.

Die katholische Lehre von Maria kann in dem Satz von Karl Rahner ausgesprochen werden, daß sie die erste und die vollkommen Erlöste ist. Wenn aber das gesagt wird – und das und nichts anderes ist der Sinn auch der heute umstrittenen Dogmen, denn in dem weiten Bogen vom Beginn bis zur Vollendung des Lebens stellt sich der Reichtum der Erlösung dar –, dann wird der Lobpreis Mariens zu einem Lobpreis Gottes und Jesu Christi selbst, der so Großes an ihr getan hat und an uns tun will. An Mariens Leben und Schicksal werden die Fülle und der Reichtum des Erlösungswerks Jesu Christi greifbar und sichtbar. Ihn und seine Tat bekennen wir in Maria. Alle ihre Würden sind Gnaden des Sohnes, in dem allein das Heil ist. Wir preisen Christus, wenn wir sagen, was er an Maria gewirkt hat, und indem wir die lieben, die er geliebt und begnadet hat. In der recht verstandenen Mariologie „wird die Christologie verteidigt, es bedeutet keine Konkurrenz, die die Christologie schmälert, sondern den Triumph eines zu seinem letzten Stand gekommenen Christusbekenntnisses“².

Überlegungen wie diese sind vielleicht auch dem evangelischen Christen zugänglich. Sie entsprechen einem bekannten reformatorischen Prinzip, das Melanchthon so formuliert hat: „Das heißt Christus erkennen, seine Wohltaten erkennen.“ Wenn Maria ganz das Werk und die „Wohltat“ Christi ist, dann bedeutet Maria kennen Christus kennen. Der Preis Mariens wird zu jenem Lied, das dem Werk und der Gnade Gottes gilt.

Ob es sich nicht lohnte, einmal über diese Seite des „marianischen Maximalismus“ (H. Asmussen³) nachzudenken? Ist es nicht christliche Pflicht, das Maximum dessen zu erwägen und zu preisen, was Gott in Christus für uns Menschen und um unseres Heils willen getan hat? Und sollten wir nicht ständig vor Augen haben, was der glaubende, liebende, begnadete Mensch ist, was er tun kann und soll? So gesehen bekommt die Mariologie ihre eigentliche Form und Gestalt. Sie wird zur entfalteten Lehre von Christi Person und Werk. Sie wird desgleichen zur Darstellung des glaubenden und liebenden Menschen.

So ist die katholische Lehre von Maria im Grund eine entfaltete Lehre von Jesus Christus, von der Erlösung, von der Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden und vom Bild des Menschen. Aus diesem Grund kann man sagen: Die beiden Mariendogmen haben zwar keinen wörtlichen und direkten Beleg in der Hl. Schrift; aber dort werden die grundlegenden Zusammenhänge bezeugt, in die die Lehre von Maria eingewiesen werden kann und muß. Sie sind eine in der Frömmigkeit vieler Jahrhunderte bezeugte Entfaltung der Offenbarung von Jesus Christus, von der Erlösung und vom Menschen: eine von Christus selbst verheißene Einführung in die ganze Wahrheit.

Nach wie vor kann man trotzdem fragen, ob es notwendig war, daraus ein Dogma zu machen, das ökumenisch nicht leicht und ohne weiteres vermittelt werden kann. Man hätte das Thema lassen können, wie es sich vor dem Dogma darstellte und wie es in den Ostkirchen der Fall ist. In beiden Fällen lag, im Unterschied zu den früheren Dogmen, kein theologischer Notstand vor. Allerdings: Die psychologisch orientierte Redeweise von Maria als vierter Person in der Trinität, als Himmelsgöttin (C. G. Jung), der Anbetung gebührt, ist entschieden abzulehnen – eine solche Form verstößt gegen das Gesetz des Glaubens.

Die Katholiken verwenden in Gebet und Frömmigkeit oft die Formel Jesus und Maria. Diese Verbindung wäre völlig mißverstanden, wenn man meint, das „Und“ verbinde Gleichrangiges, Ebenbürtiges. Der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf, Erlöser und Erlöste, begnadendem Gott und begnadeten Menschen dürfen nirgendwo aufgehoben werden. Das „Und“ in der Verbindung Jesus und Maria stellt einen Zusammenhang dar, der von Jesus ausgeht.

Dasselbe gilt von der mißverständlichen Rede, daß Maria bei der Erlösung mitgewirkt habe und Mittlerin der Gnade sei. Diese Redeweise, die in keiner lehramtlichen Aussage der Kirche vorkommt, obwohl manche Bischöfe es im Zweiten Vatikanum wünschten, soll verbessert werden, um von vorneherein Fehldeutungen und Mißverständnisse auszuschließen. Denn nach der Grundstruktur der katholischen Mariologie ist es unmöglich, ein Mittlertum Mariens neben das Mittlertum Jesu Christi zu stellen oder Mariens Anteil am Werk der Erlösung der Heilstat ihres Sohnes, unseres und ihres Erlösers, gleichzusetzen. Jede Form ihres Mittlertums oder ihres Mitwirkens geschieht in Christus und aus ihm. Sie erfolgt in Abhängigkeit von ihm, in Unterordnung unter ihn und zugleich ihrer Stellung im Heilsplan Gottes. Als Mutter Jesu Christi, die durch ihren Glauben und ihre Bereitschaft dem „zu uns gesandten Wort Gottes sein Ankommen in unserer Geschichte sichert“ (O. Semmelroth), gehört Maria zur geschichtlichen Verwirklichung des Heils. Sie kann deshalb das Mittlertum und Erlösungswerk Jesu Christi gar nicht verdunkeln, sie macht es vielmehr präsent und zeigt es in der Kraft seiner universalen Wirkung. Eines aber ist sicher: Das Heilswerk der Erlösung wird nicht in seiner ganzen Dimension nach Länge und Höhe, Breite und Tiefe dargestellt, wenn dabei nicht auch das gesehen wird, was es selbst einschließt: die heilsgeschichtliche Stellung und Bedeutung Marias.

Gegenseitige Bereicherung

Maria – Stein des Anstoßes oder Hilfe für die Ökumene? Diese Alternative könnte und sollte im ökumenischen Gespräch und in der Begegnung der Christen überwunden werden. Ihr Ergebnis sollte eine gegenseitige Bereicherung sein. Dies ist der Sinn aller ökumenischen Begegnungen.

Die Katholiken sollten sich in Lehre und Frömmigkeit vor marianischen Isolierungen und Übertreibungen hüten und auf den hinweisen, der unser aller Herr und Erlöser ist und von dem seine Mutter sagt: „Was er euch sagt, das tut.“ Dem ist hinzuzufügen, daß Maria auch für den Katholiken nicht im Mittelpunkt der Glaubenswahrheiten steht, sondern aus dieser Mitte abgeleitet und dessen am Horizont des Glaubens zu sehende Entfaltung ist. Diese Mitte heißt eindeutig Jesus Christus – er allein. Dabei muß das Zeugnis des Neuen Testaments maßgebende Norm sein.

Die evangelischen Christen könnten und sollten bewußter, als es geschah und geschieht, sich dieses großen Themas, Maria genannt, in Glaube und Frömmigkeit annehmen. Sie bleiben damit auf biblischem Grund und auf dem Boden der Reformation, vor allem Luthers. Die vielen Marienkirchen, die ihnen zu eigen geworden sind, sind deshalb keine Entfremdung ihres Glaubens, sondern lebendige Verwirklichung. Man kann andererseits kaum sagen, daß die Ausklammerung des Marianischen zur Bereicherung des Christlichen beigetragen habe.

Man wird allerdings auch fragen, ob der Satz der letzten Enzyklika von Papst Johannes Paul II. ökumenisch fraglos übernommen werden kann, daß das gemeinsame Schauen aller Christen auf Maria ein Weg zur Einheit der Christen sei. Nach biblischer Überzeugung wird die Einheit der an Christus Glaubenden durch Jesus Christus selbst und durch seinen Geist bewirkt, was die Aufgabe der Christen und der Kirche nicht aus-, sondern einschließt. Dabei ist nach Ulrich Wilckens der Ansatz dieses Gedankens gar nicht falsch, sofern in der Gestalt Marias das Geheimnis der Menschwerdung Gottes als die Urwahrheit aller christlichen Bekenntnisse durchscheint. Die gemeinsame Erinnerung an Maria könnte uns zur gemeinsamen Erinnerung Jesu Christi bewegen und darin unserer Einheit näherbringen⁴.

Die Katholiken gebrauchen gern die Formulierung: durch Maria zu Jesus. Das ist aber kein Glaubenssatz, sondern die Möglichkeit eines Weges, den evangelische Christen wohl nicht so leicht gehen. Vielleicht wird für sie der Weg leichter, wenn wir sagen: durch Christus zu Maria – als Widerschein des Lichts, das Jesus heißt. Dann bleibt die rechte Zuordnung gewahrt.

Das Thema Maria hat in der Gegenwart eine unerwartete Aktualität bekommen. Maria wird angesehen als Bild der emanzipierten Frau, die nach Befreiung strebt und dabei auf eine Änderung des Bewußtseins und der Strukturen bedacht ist. Das dabei ins Spiel gebrachte Programm ist ein Satz aus dem Magnifikat Mariens: Die Gewaltigen stürzt er vom Thron und erhöht die Niedrigen. Das ist nicht der Gegensatz zu dem, was der christliche Glaube über Maria sagt, sondern ein Hinweis auf eine vielleicht vergessene Dimension.

Zum Schluß noch ein Hinweis auf eine Art und Weise, wie es auch in dieser Frage zu einer Einigung kommen kann. Sie ist in dem von Karl Rahner und mir verfaßten Buch „Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit“ enthalten⁵.

Die erste These lautet: Die Grundwahrheiten des Christentums, wie sie in der Heiligen Schrift, im apostolischen Glaubensbekenntnis und in dem von Nicäa und Konstantinopel ausgesagt sind, sind für alle Teilkirchen der künftig einen Kirche verpflichtend.

Die zweite These wendet sich den Entwicklungen zu, die nach diesem Zeitpunkt, also im 4. Jahrhundert, entstanden sind, vor allem den neuen Dogmen der römisch-katholischen Kirche. Dabei formulieren wir: In keiner Teilkirche darf dezidiert und bekennnismäßig ein Satz verworfen werden, der in einer anderen Kirche ein verpflichtendes Dogma ist. Nicht verwerfen bedeutet, anzuerkennen, daß ein solches Dogma nicht evangeliumswidrig ist, sondern eine mögliche Entwicklung in einer Teilkirche. Dieser Satz verlangt von evangelischen Christen erheblich mehr Entgegenkommen und Toleranz als von den Katholiken. Denn dann könnte zum Beispiel nicht mehr mit Luther gesagt werden, das Papsttum sei vom Teufel gestiftet, die Messe sei eine Abgötterei, die Marienverehrung sei Götzendienst.

Dem fügen wir hinzu: Es wird aber nicht gefordert, daß eine Teilkirche ein Dogma einer anderen Kirche für sich selbst verpflichtend übernimmt und sich zu eigen macht. Es genügt die Nichtverwerfung. Ein weitergehender Konsens in diesen Fragen kann der Zukunft überlassen bleiben. Das bisher Erreichte gibt eine Ermutigung dazu.

Ich glaube, mit dieser Regelung kann man leben, könnte man auf dem Weg der Ökumene bleiben und dabei vorankommen und dürfte sie nicht auf den Jüngsten Tag verschieben. In diesen Kontext könnte man auch das Thema Maria – Stein des Anstoßes oder Hilfe für die Ökumene einbauen.

Unterschiede zwischen evangelisch und katholisch können durchaus bleiben und sie sollen es als Ausprägung des christlichen Glaubens. Die Frage ist nur: Sind diese Differenzen kirchentrennend oder stehen sie im Rang einer gegenseitigen Ergänzung, sind sie Bausteine für eine zu erhoffende Einheit, wobei Einheit als versöhnte Verschiedenheit zu bestimmen ist? Das ökumenische Ziel und der Weg dahin kann mit den Worten umschrieben werden: Kirchen sollen Kirchen bleiben und eine Kirche werden.

ANMERKUNGEN

¹ Lehrverurteilungen – kirchentrennend?, Bd. 1, hrsg. v. K. Lehmann u. W. Pannenberg (Freiburg 1986).

² J. Ratzinger, Die Tochter Sion (Einsiedeln 1977) 34.

³ Vgl. H. Fries, Antwort an Asmussen (Stuttgart 1958) 127–154.

⁴ U. Wilckens, Maria die Mutter des Herrn, in: Una sancta 43 (1988) 176.

⁵ Dritte Auflage der Sonderausgabe Freiburg 1987.